

# Römisches Landleben in Germanien

von Werner Böcking

## Einführung

In seinem Aufsatz „Dampfende Schollen – Der Pflug als Kulturträger“ im letzten Heimat-Jahrbuch regte der Verfasser an, neben der Pflugentwicklung auch den ‚*villae rusticae*‘, also den bäuerlichen Landhäusern, einen Beitrag zu widmen. Über das Leben in den antiken Städten weiß man viel. Über das Landleben hingegen wenig. Der Verfasser möchte versuchen, das verschwommene Bild zu beleben und zu zeigen, dass manches aus römischer Zeit über 2000 Jahre hin Standard wurde und, mit moderner Technik ausgestattet, noch in unserer Jetztzeit Gültigkeit hat.

## Von der Stadt ausgehend

Die Xantener Colonia Ulpia Traiana (kurz CUT genannt), um 100 n. Chr. gegründet, war eine Stadt am Niederrhein, also in der Provinz Germania inferior (Nieder-Germanien), von 75 ha Umfang; in ihr lebten in besten Zeiten um die 10000 Menschen. Diese brauchten täglich viel Nahrung, die zum großen Teil nur auf dem Lande angebaut, bearbeitet und geerntet werden konnte. Der Transport in die Stadt erfolgte mit vierrädrigen Kastenwagen.

Natürlich ist es schwer, ein römisches Landhaus zu finden und archäologisch zu deuten. Meist sind es Reste von Dachziegeln, die dem Fachmann oder beschlagenen Laien Hinweise geben. Hier hätten dann Schwerpunktgrabungen zu erfolgen, was aber meist nie geschieht. Der „Leydegrave“ oder „Leygraf“ (Ley = Entwässerungsgraben) hat als einziger Hof in Xanten-Willich den damaligen Landschaftscharakter in seinem Namen verewigt. Hier wurden auf der höher gelegenen Nordseite (Richtung Reithalle) bemerkenswerte Römerfunde gemacht, die nach Xanten in die Gaststätte Ingenlatz van Bebber gelangten (sicher gegen Schnaps). Wir dürfen hier an eine ‚*villa rustica*‘ denken, einen Gutshof, der zur Versorgung der Colonia-Bevölkerung wichtig war. Die Anfahrt in damaliger Zeit dürfte im Schrittempo der Ochsen eine halbe Stunde gedauert haben. Die ganze Landschaft westlich von Xanten war zur Römerzeit Wald, Busch, Heide, saure und nasse Wiesen, sumpfiges Gelände, das mit der Zeit trocken gelegt und urbar gemacht werden musste. Hier wurde über 2000 Jahre Pionierarbeit geleistet, was man sich aus heutiger Sicht kaum oder gar nicht mehr vorstellen kann.

Bei dieser schrittweisen Rodung des später so genannten Bischofswaldes zum Zwecke

der festen Ansiedlung sind auch die ersten kleineren und dann größeren Höfe entstanden, teils haben sich diese aus der Römerzeit weiterentwickelt. So dürfte die heutige, lang und gerade sich ziehende Urseler Straße hinter Xanten einst ein römischer Ochsenkarren-Radspurweg gewesen sein, den man in jedem Jahrhundert weiter nutzte und ausbaute. Dieser Hauptweg war und ist heute noch die kürzeste Verbindung zur Colonia Ulpia Traiana und führt mit nur einem Knick auf das westliche Stadttor bei „Schotzenhof“, 1902 ergraben beim Bau der Bahnlinie Duisburg-Kleve.

## Zu den *villae rusticae* im Lande

Natürlich würde es die Ausführungen dieses Beitrages sprengen, wollte man alle die bereits gefundenen Gutshöfe oder bäuerlichen Anwesen aufzeigen, die bereits entdeckt worden sind. Hier hat Prof. Dr. Hermann Hinz, langjähriger Ausgräber in Bergheim und Xanten, Wertvolles geleistet. Ihm verdanken wir Aufschlüsse über die ländliche Lebensweise und Ausführungen zum Bau der *villa rustica*. Man versteht darunter den rein ländlichen Hof mit Wohn- und Wirtschaftsteil. Natürlich gibt es noch andere Benennungen, die zu erklären

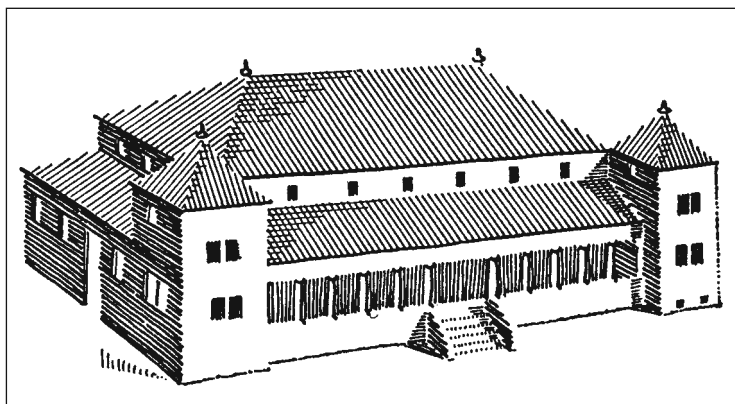


Abb. 1. Rekonstruktion der Villa von Vaesrade (nach W. C. Braat)

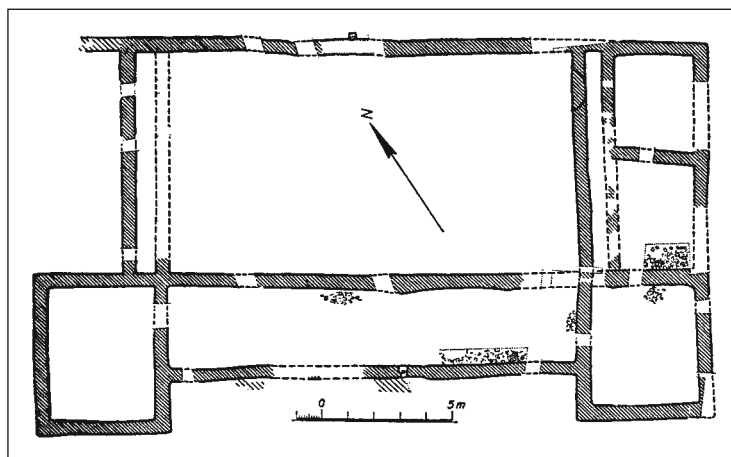


Abb. 2. Grundriss einer kleinen *villa rustica* bei Neuss (nach H. v. Petrikovits, Novaesium (Köln-Graz 1957))

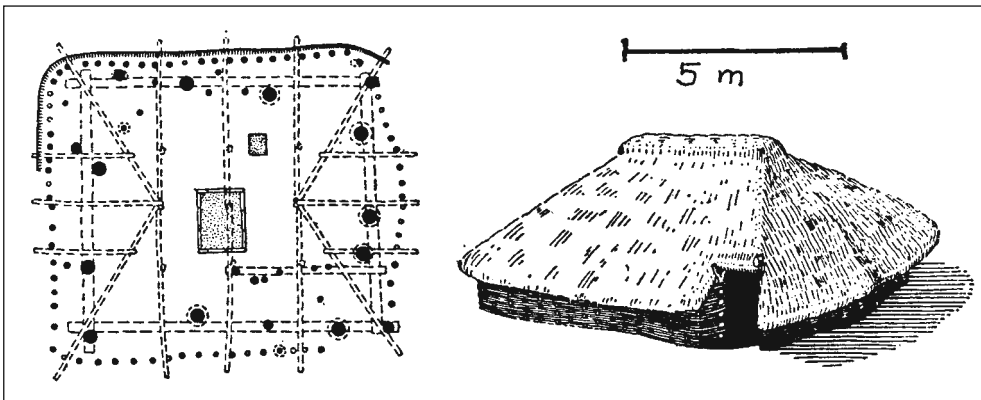


Abb. 3. Einheimischer Bau von Mayen, 1. Jahrh. v. Chr.; Grundriss und Rekonstruktion nach H. Mylius (nach F. Oelmann, Taf. 8). M = 1:200

aber hier nicht angebracht ist. Es reicht für unsere Darstellung, die villa rustica als eine betriebliche Einheit mit reinem Wohn- und Wirtschaftsteil zu bezeichnen. Es herrschten in Ober- wie in Niedergermanien Haustypen vor, die im Grunde einen Einheitstyp darstellten: nämlich die Porticusvilla mit Eckrisaliten, also Ecktürmen. Die Gebäude waren meist lang-rechteckig und mit der Stirnseite nach Süden ausgerichtet. Zwischen den Ecktürmen verläuft eine Porticusreihe, um sich trockenen Fußes bewegen zu können.

Der kleine Bauer hatte am Hause etwa vier bis sechs Säulen am Laubengang mit einer großen, nur wenig unterteilten Halle dahinter, flankiert von den vorgeschobenen Ecktürmen. Diese Art Häuser sind keine einheimischen Typen in den eroberten Gebieten, sondern aus Italien stammend und bei uns heimisch gemacht. Ihre Beliebtheit gilt für die beiden Germanien, Ractien, Gallien, Belgi-

ca und Britannien. Die kleine villa rustica bei Neuss zeigt uns diesen Bautyp genau.

Aber die vorgesetzte Porticusreihe war zunächst kein Standard. Im Zuge der Verfeinerungen und des gehobenen Anspruches wurde sie später vor die Häuser gesetzt. Eine villa von Brasil bei Mayen zeigt diesen Vorgang sehr deutlich. Ausgehend von einem einheimischen, strohbedecktem Haus aus dem 1. Jahrhundert mauserte sich dieses noch etwas primitive Anwesen zu einer Villa. In der Draufsicht ist schwarz der alte Bauzustand und schraffiert der neue zu sehen, wobei der hintere Turm ein Getreidespeicher gewesen sein könnte. Seit der Zeit Caesars hat man es hier geschafft, den importierten Bautypus nachzuempfinden und sich fortschrittlich zu präsentieren. Vom Holzpfeilerbau in Holzlehm- oder Flechtweise kam man zur steinernen Porticusvilla. Diese Holzpfeiler-Vorgängerbauten unter den späteren Steinbauten fand

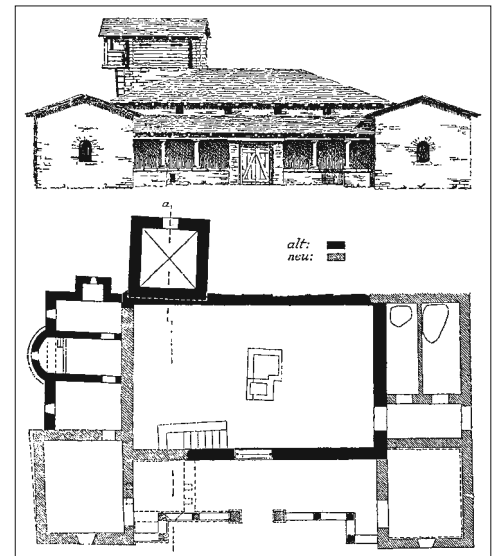


Abb. 4. Villa bei Mayen. Spätester Bauzustand (nach F. Oelmann, Taf. 7). M = 1:250, Ansicht und Draufsicht

man ebenfalls in Morken, Kreis Bergheim, Köln-Müngersdorf und in Garsdorf-Bedburg in der Kölner Bucht. Auch für die Niederlande konnte der Ausgräber W. C. Braat auf solche Vorgänge hinweisen. „Selbst die Vorläufer der städtischen Siedlungen, wie etwa Haus H der ‚Kernsiedlung‘ von Xanten können Hinweise auf die einheimische Bauweise geben. Hier ist es ein schlichtes zweiräumiges Wohnhaus in Fachwerkkonstruktion, zu dem noch Nebengebäude gehört haben. Teilweise gehören diese Holzbauten schon der frühen römischen Periode, etwa der 1. Hälfte und Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. an.“ (Hermann Hinz).



Abb. 5. Xanten, CUT. Römischer Keller mit Lampennischen in einer ergrabenen Villa. Im Bild: Grabungsleiter Dr. Ch. Rüger, 1971, Foto: W. Böcking



Abb. 6. Modell eines Wohnhauses mit Villencharakter in der Insula 3 der CUT, um 200 n. Chr. Foto: Michael Jeiter. (In diesem Haus war auch der Keller Abb. 5)

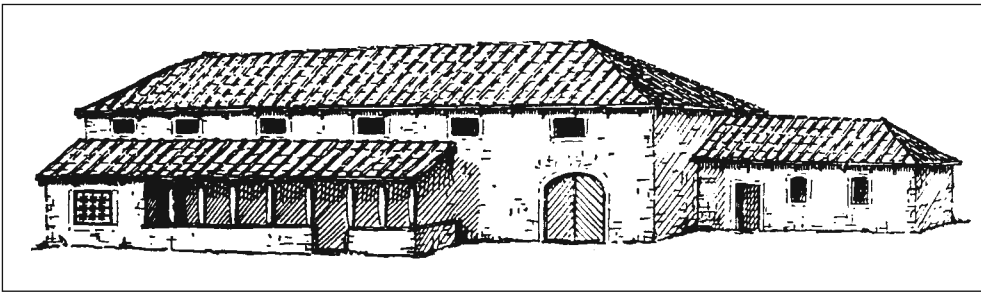


Abb. 7. Rekonstruktion der basilikalen Villa von Hölstein/Schweiz (nach R. Fellmann)

Diese Häuser waren Wirtschafts- und Wohnraum. Eingebaute Herdstellen, Keller mit Lampennischen sowie die Fußbodenheizung in einem der Räume zeigen uns die vielfältigen Verwendungen dieser Häuser. Meist sind Dachziegelreste die ersten Funde, die Hinweise auf ein solches Gebäude geben. Natürlich gab es auch Villen mit Basilika-Charakter, die man in England auch Barnvilla, also Scheunenvilla nennt. In Germanien ist dieser Typ noch nicht bekannt, dafür aber in der Schweiz. Die basilikale Villa hat Ähnlichkeit mit den germanischen Häusern.

Wirtschaftsbauten errichtete man später, wenn der Raum ausreichte, in der Nähe der Villa, um sie leicht erreichen zu können. Auch die Brandgefahr wurde geringer. Getreidespeicher, also Horrea, baute man ebenfalls in dreischiffiger Art, wie uns Abbildung 8 aus

Köln-Müngersdorf zeigt. Man wollte in ihnen jedoch Wehranlagen sehen. Vielleicht dienen sie beiden Zwecken. Oft waren diese Hofanlagen mit einer Mauer umgeben, um wilde Tiere und streunendes Gesindel fernzuhalten. Gänse waren hier die besten Wächter.

### Die Ackerbaugeräte und ihre Verwendung

Der Pflug wurde das Grund-Ackerbaugerät, vorgestellt bereits im Jahrbuch 'die Heimat', Jg. 77. Andere Gerätschaften kennt man mittlerweile in großer Zahl durch viele Ausgrabungen. Grabfunde, wie hier in Rodenkirchen bei Köln, zeigen an, welche Tätigkeit der Verstorbene ausführte. Der Bodenerkleinerung diente die Hacke, an der Mosel in den Wein-

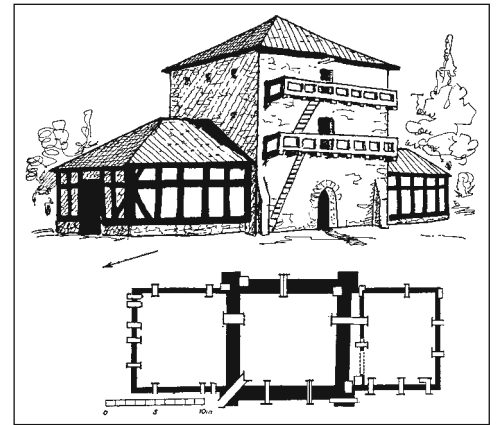


Abb. 8. Hochspeicher und Stall in Köln-Müngersdorf, Rekonstruktion von H. Mylius (nach F. Fremersdorf)

bergen heute noch Karscht genannt. Auch die Egge war bekannt (irpex, crates dentata, nach Plinius) – Nr. 6 in der Abbildung 10 oben rechts. Jedes Längsholz besaß sechs Zähne. Dann ist Harke oder Rechen zu nennen (7), wo nur der Stiel fehlt.

Auch verstand man bereits, den Boden mit Mergel oder Lößerde zu vermengen, um bessere Ergebnisse zu erzielen. Über diese Art zu düngen berichteten bereits Varro und Plinius. Auf dem Gelände des Auxiliarkastells Gelduba (heute Gellep bei Krefeld) wurden

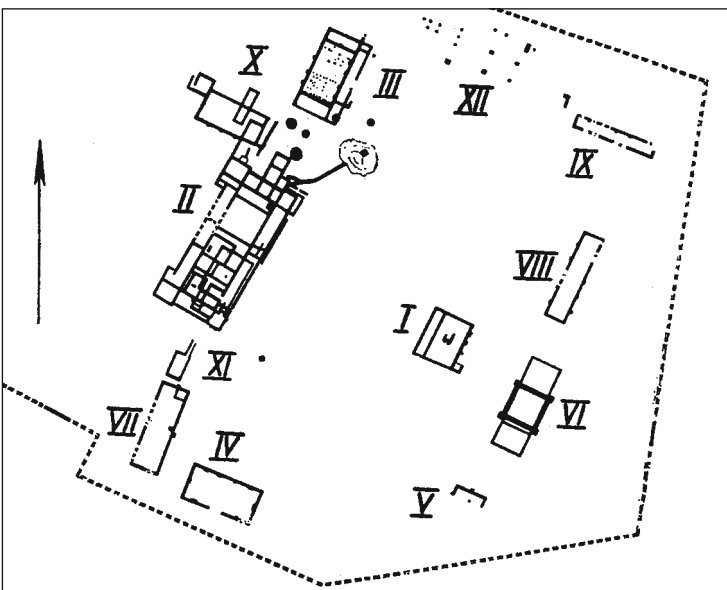


Abb. 9. Villa von Köln-Müngersdorf: I Wohnhaus (Gesinde) – II Herrenhaus – III Speicher (Horreum) – IV Scheune – V Schuppen – VI Getreidespeicher – VII Pferdestall – VIII Schafstall – IX Schweinestall – X Kuhstall mit Fachwerkhause – XI Keller – XII Feldscheune. M = 1:200 (nach F. Fremersdorf)

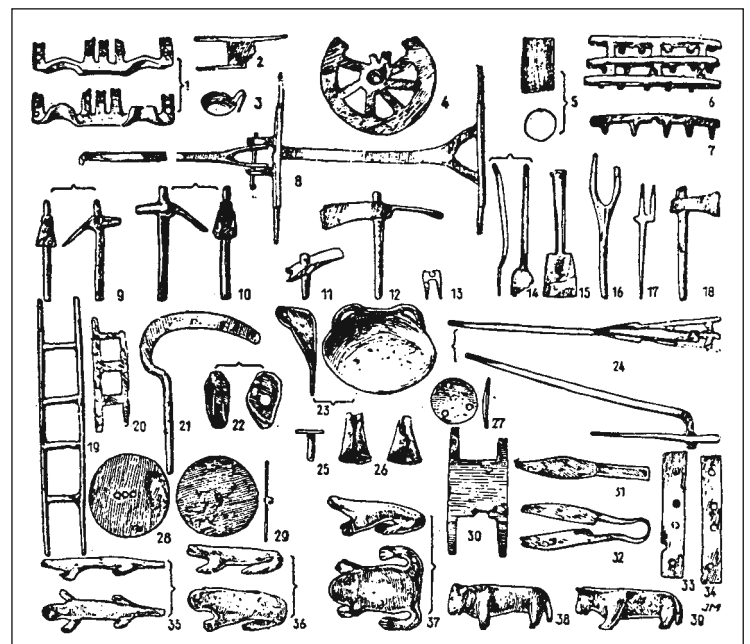


Abb. 10. Nachbildungen aus Bronze von landwirtschaftlichen Geräten und anderen Gegenständen aus einem spätrömischen Grab in Rodenkirchen bei Köln. M = etwa 1:2 (nach Walter Haberey)

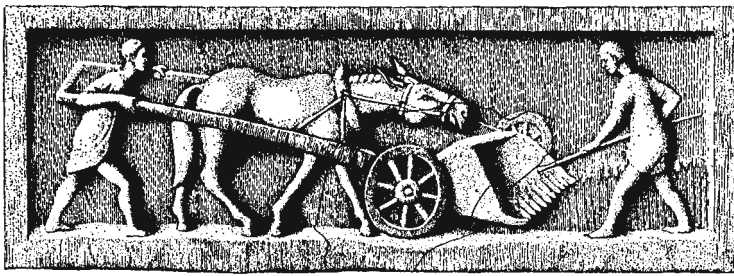


Abb. 11. Rekonstruktion eines Reliefs aus Trier mit Darstellung einer römischen Mähmaschine; umrandeter Teil in der Mitte erhalten. Das Bild wurde nach Reliefs aus Arlon und Montauban-Buzenol ergänzt. Ursprüngliche Gesamtlänge etwa 1 m (nach H. Cüppers)

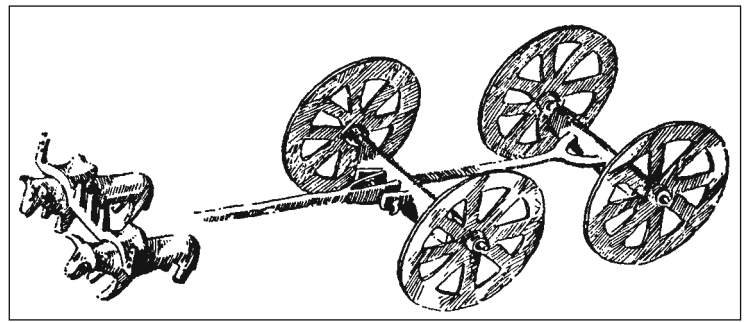


Abb. 12. Modell eines vierrädrigen Wagengestells mit Ochsespann unter Doppeljoch. Zusammengesetzt aus Fundstücken eines spätrömischen Grabes in Rodenkirchen bei Köln. Unmaßstäblich (nach W. Haberey)

die umliegenden Äcker mit Plaggen (Grassoden) gedüngt. Aber auch der anfallende Viehdung wurde ausgeworfen und mit der Erde vermengt, da es ja das Tiefpflügen noch nicht gab. Das Rodenkirchener Grab beinhaltet zwei- und mehrzinkige Gabeln, die man als Mistforken deuten darf.

Das Getreide wurde mit der Handsichel geschnitten, die in gebückter Stellung geführt wurde und heftige Rückenschmerzen verursachte. Ob man bereits die Langstielseuse benutzte, ist fraglich. Plinius erwähnt „passernices“, die „jenseits der Alpen“ benutzt wurden. Sicher waren dies Wetzsteine für Sichel und eventuell Sensen, die es gestatteten, aufrecht bei der Mahd zu stehen.

Kommen wir zur ältesten Mähmaschine der Welt: man kannte sie im nördlichen Gallien und im Trierer Raum. Dieses Gerät hieß vallus und wurde von Palladius beschrieben, einem spätrömischen Schriftsteller: „Im gallischen Flachland gebraucht man das nachstehend beschriebene Hilfsmittel für die Getreideernte und anstelle von Menschenhand wird damit durch die Kraft eines einzigen Ochsens die gesamte Erntefläche abgeräumt. Man fertigt ein Wagengestell, welches von zwei niedrigen Rädern getragen wird. Der viereckige Boden wird mit Brettern versehen, die nach außen geneigt oben einen weiteren Raum schaffen. An der Vorderseite dieses Wagenkastens sind die Bretter etwas weniger hoch. Hier wird eine Reihe zahlreicher Greifzähne angebracht, die für die Getreidehalme nur schmale Lücken lassen und leicht nach oben gekrümmt sind.

An der Rückseite dieses Fahrzeuges befinden sich zwei kurze Deichseln wie die Tragstangen einer Sänfte. Hierzu wird ein Ochse mit dem Kopf zum Wagen hin angespannt mit Hilfe von Joch und Strängen, ein sanftes Tier natürlich, welches dem Treiber gehorcht. Sobald dieser das Fahrzeug über das Ährenfeld lenkt, wird jede Ähre von den Zähnen ergriffen und dann in den Wagenkasten geschoben, wobei die Halme abgerissen werden und zu-

rückbleiben. Der Fuhrmann kann von hinten je nach Bedürfnis die Höhe oder Tiefe der Zähne einstellen. So kann durch wenige Touren hin und her in kurzer Zeit ein ganzes Feld abgeerntet werden. Dieses Gerät ist nützlich in offenem und ebenem Gelände für diejenigen, die keinen Bedarf an Stroh haben“.

Da man an verschiedenen anderen Orten noch Relieffragmente gefunden hat, so in Trier, Reims, Arlon und Montauban-Buzenol, musste der Text inzwischen ergänzt werden. Man benutzte auch Maulesel und Esel für das Drücken des Mähschneidegerätes. Eine Schwereideichsel war mit dem jeweiligen Tier so geschirrt, dass es das Gerät drücken musste. Dahinter lief der Knecht in der Scheure, um das Ganze gewissermaßen zu lenken und zu steuern. Er konnte den Mähkasten auch heben und senken, um den rechten Schnitt zu erreichen. Mit dem Schneidgerät überging ein weiterer Knecht, der die Ähren

in den Kasten stieß und die Zähne säuberte, damit keine Verstopfung einsetzte.

Diese gallische Erntemaschine musste beim Erscheinen als ein technisches Wunder angesehen werden, gleich unseren Mc Cormick-Mäh- und Bindemaschinen der Neuzeit. So konnte die Ernte auf größeren Flächen weit aus schneller eingebracht werden. Wir sehen: Tüftler und Erfinder hat es bereits zu allen Zeiten gegeben, um das Leben der Menschen zu erleichtern.

Vierrad-Wagen brachten die Ernte ein. Das waren wohl Kastenwagen, die das Getreide beisammen hielten. Ein spätrömisches Grab bei Rodenkirchen zeigt uns ein Wagengestell mit Ochsen im Doppeljoch vorgespannt. Es bestand aus Speichenrädern mit einem festen Fahrgestell, wozu man sich den Holzkasten noch vorzustellen hat. Das anfallende Getreide wurde auf dem Hof in einem der größeren Wirtschaftsgebäude gedroschen. Das geschah auf einer harten Lehmtenne mit Dreschschlitten, tribulus genannt. Mit einem Worfelkorb trennte man die Spelzen vom Korn. Diese Körbe nannte man vannus (wovon eventuell unsere heutige Wanne her stammt).

## Die Tiere des Hofes

Es gab die Scheune für Getreide und Futterpflanzen. Neben der Scheune waren Schweine- und Kuhställe. Oftmals gab es einen höheren Turm als Speicher mit festem, stabilem Boden, damit das Getreide trocken und vor Mäusen sicher gelagert werden konnte. Die Mast Schweine hat man mit Körnern gefüttert, die Rinder hingegen mit Hafer und Gerste, falls sie schwere Arbeit zu verrichten hatten. Ansonsten bekamen sie auch Heu, Wicken, Rüben und Bohnenstroh zu fressen. Aber auch geharktes Laub wurde in schlechten Zeiten verfüttert, was nicht selten vorkam.

Im Stall waren die kräftigen Arbeitsochsen, die den Hauptanteil an der Bewirtschaftung

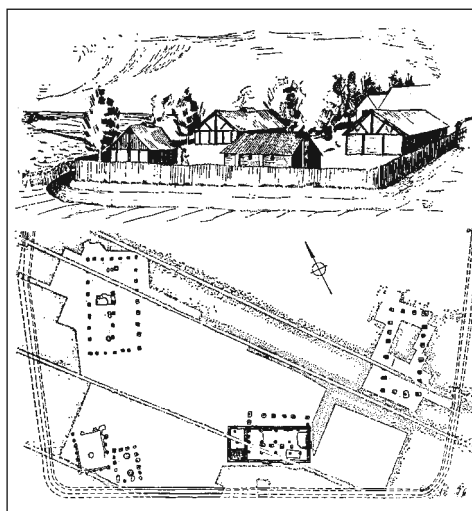


Abb. 13. Grundriss und Rekonstruktion der Villa bei Garsdorf (nach H. Hinz u. W. Piepers)



Abb. 14. Lastenprahm nördlich der CUT bei Lüttingen. Lage: Nord nach Süd, Baumfällung  $275 \pm 5$  n. Chr., Länge 35 m, auf dem Rücken liegend. Rostflecken sind Nägel, 1993. Foto: W. Böcking

hatten. Ihre Anzahl richtete sich nach der Hof- und Landgröße. Auch standen oftmals bis zu zwanzig Kühe und Kälber im Stall. Das Stroh war kurzstengelig und stand nur begrenzt zur Verfügung. Das bei der Holzerkleinerung anfallende Sägemehl wurde ebenfalls als Streu verteilt. Gab es Wald und Weiden in der Umgebung des Hofes, ließ man die Viehherden frei grasen und sich tummeln. Abgerichtete Hunde sorgten dafür, dass sie sich nicht zu weit entfernten. Aber dazu gab es berittene Hirten mit Peitschen, die sie leiteten und in andere Abschnitte des Weidelandes trieben.

Die Schweine suchten in den guten Monaten ihre Nahrung in den anliegenden Waldungen. Trächtige Säue waren in Koben, also Einzelboxen, untergebracht. Es wurde gut gestreut, damit sie trocken und warm lagen. Die Böden waren aus gestampftem Lehm und daher im Sommer kühl und im Winter warm. Die Wutzen kamen also meist gesund zur Welt. Zum späteren Mästen hielt man die Ferkel auf engstem Raum mit wenig Bewegung. Den anfallenden Dung sammelte man und trug ihn im Herbst und Winter auf einer Trage auf die Felder, um ihn dort zu verteilen.

Waren die Böden schwer, düngte man sie mit Kalkerde. Die leichteren Böden mergelte man. Waren die Latrinen voll, leerte man sie für die Düngung der angelegten Gärten, wo man Wurzelpflanzen zog. Auch Küchenabfälle gehörten zur Düngung. War der Hof ein Getreidebetrieb, säte und erntete man Din-

kel, Emmer, Gerste und Weizen als die wichtigsten Getreidesorten. Aber es wurde auch schon mit Hafer experimentiert, der sich gut in feuchten und kalten Jahren hielt. Auch hatte der Hafer weiches Stroh und eignete sich so besser als Streu. Aber auch Farnkräuter wurden gestreut und als Dung benutzt. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg schnitt man am Niederrhein Farn im Wald und verteilte ihn in den Ställen! Dies hat der Verfasser in Rheingebirge erlebt. Wir sehen also, wie lange sich gewisse eingeführte Methoden bis heute erhalten haben. Auch wurde das Haferkorn in römischer Zeit schnell von den Tieren als sehr schmackhaft empfunden und gerne genommen, wie auch später die Pferde dem Hafer sehr zugetan waren und die kräftigende Wirkung allseits erkannt wurde.

Wilde Hecken umgaben vielfach die Felder, um die Wintersaat vor dem Vieh zu schützen, das ja auf dem Brachland weidete. Hatte man genügend Steine, setzte man Wälle. Schafe hielt man in scheunenartigen größeren Verbretterungen, trieb sie aber bei angenehmen Temperaturen ins freie Gehege und pferchte sie durch Gatter ein. Sollten Mutterschafe lammen, kamen sie in der Hofnähe in den Stall, damit sie unter Kontrolle waren. Schafe sicherten die Versorgung mit Wolle und Milch. Auch war die Dungverteilung durch die Schafe eine zeitsparende Angelegenheit, vor allem weit draußen, wo man den Dung nicht hintragen konnte. Die Hofgärten waren durch Hecken und Zäune abgeriegelt; man züchtete in ihnen Gemüse und Küchenkräuter. Diese Gärten wurden mit Kirsch-, Mispel-, Apfel- und Pflaumenbäumen umgesetzt.

Um das gedroschene Getreide zu trocknen, baute man Darren. Eine solche hat Dr. Hermann Hinz in der westlichen Colonia Ulpia Traiana ausgegraben. Aus den Selbstversorgern wurden sehr schnell Heereslieferanten, denn die stationierten Armeen wollten mitversorgt werden. So war es überwiegend Dinkel und Gerste, die angebaut wurden, wie auch in besten Lagen Hafer und Weizen. Weizen brauchte allerdings schweren Boden, Hafer hingegen leichten Boden. Demnach waren Boden, Klima und die Marktlage ausschlaggebend für den Anbau.

Es mussten Überschüsse produziert und auch zeitweilig eingelagert werden. Hier mehrten sich die Schädlinge und durch Ausgrabungsergebnisse und Berechnungen weiß man heute, dass fast ein Drittel jeder Ernte durch Fraß und Verschmutzung unbrauchbar wurde. Dadurch wurden manche Höfe unrentabel und schrumpften, sie waren für die Versorgung des Militärs nicht mehr verwendbar. Das hiesige Klima ließ den Früchte- und Gemüseanbau von Melde, Möhren, Rüben und Kohl zu. Über die Alpen wurden Zwiebeln, Porree, Knoblauch und Spargel mitgebracht. Hülsenfrüchte, also Erbsen und dicke Bohnen (Saubohnen), waren Eiweißversorger und deswegen begehrt.

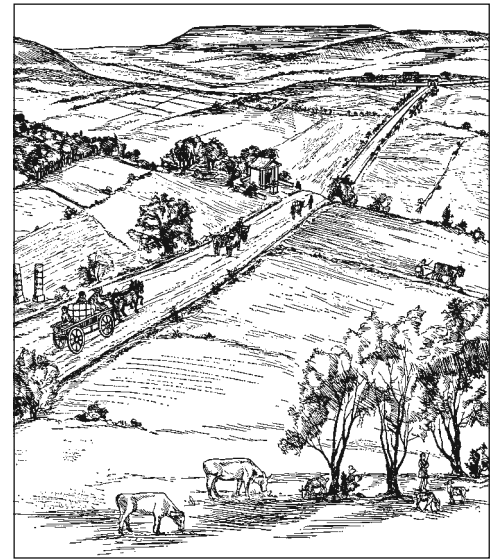


Abb. 15. Landschaft mit Straße, die zu einem ummauerten Vicus führt; Zeichnung: Saalburgmuseum

Äpfel, Birnen und Kirschen wurden bereits genannt. Dazu kamen die Wildfrüchte, deren Sammeln man von den Germanen und Kelten lernte. Pflaumen stammten aus Vorderasien, wie man auch bereits mit Pfirsichen experimentierte, die aber Wärme benötigten und nur in geschützten Lagen zu mäßigem Ertrag kamen. Ebenso der Wein: hiesige Reben waren herb und sauer; sie wurden als Tafeltrauben verwendet. Man transportierte auf dem Wasserweg des Rheins mit den inzwischen bekannten Transport-Prahmen den süßen Wein des Südens nach hier, eben den aus Griechenland, Italien und Frankreich. Das Keltern der hiesigen Trauben kam erst in späterer Zeit auf, als man die vielen Windungen von Mosel, Saar und Ruwer als Wärmespeicher erkannte und nutzte, wo der Schiefer die Sonnenstrahlen lange aufnahm und sie als Wärme an die Trauben weitergab.

Die Kräutergärten einer hiesigen villa rustica waren ansehenswerte Gebilde, wie man sie heute noch bei Schloss Moyland und anderswo präsentiert. Die meisten Küchenkräuter stammten ohnehin aus dem Mittelmeergebiet und waren somit stets zur Nachzucht und Nachpflanzung zu bekommen. So konnten bei guten Ernten durch die villae rusticae die nahezu zehntausend Bewohner der römischen Colonia Ulpia Traiana mit den Lebensmitteln des täglichen Gebrauchs versorgt werden.

Benutzte Quellen:

Hermann Hinz (Herausgeber), GYMNASIUM, Zeitschrift für Kultur der Antike und humanistische Bildung, Heft 7, Germania Romana, III. Römisches Leben auf germanischem Boden, Heidelberg 1970.

# Erinnerungen an Oberdießem

von Werner Kisters

Da, wo vor langer Zeit der Vater Rhein sich einmal an den Stadtrand von Krefeld herangemacht hatte, da waren wir zuhause, op dä Dießem. Im Angesicht von Fütting, Maria Hilf und St. Antonius flog einst der „Völkerball“ der fröhlich spielenden Kinder über das autofreie Kopfsteinpflaster hin und her, manchmal nur gestört von der Milchkarre der „Melkslena“, die geräusch- und mühevoll über das Steinpflaster rumpelte. Der liebe Gott muß unserer Straße seinen ganz besonderen Stempel aufgedrückt haben, denn kaum ein anderer Stadtteil von Krefeld wurde so oft und so lebensfroh besungen wie der unsrige: „Dießem, Dießem, wunderschönes Dießem...“. Dabei hatten wir keinen See, keine Berge, auch keinen Kölner Dom, nur eine Notkirche in einem ehemaligen Tanz- und Vergnügungssaal. Es war sicher die geruhssame Zeit, die intakte Natur mit Pferden statt Autos; für Kinder der ungestörte große freie Spiel-, Fußball- und Abenteuerraum bis hin zu den Weiden des Dießemer Bruchs sowie trotz, oder gerade wegen knapper Geldkassen das deftige, rheinisch gemütliche, ein bißchen karnevalistische Beisammensein in zehn Vereinen und in fünf Kneipen mit viel Gesang bei jedem Anlaß, warum et op dä Dießem so „wunderschön“ war. Beigetragen haben dazu ohne Zweifel auch die beliebten und verdienstvollen Klosterbrüder und Ordensschwester von Fütting und Maria Hilf, mit dem Segen von oben. Im Jahre 1940 gingen auch auf unserer Straße durch die „Braune Pest“ mehr und mehr die Lichter aus, unser Milieu geriet durcheinander.

Langsam schlendern wir zum Klassentreffen öwer dä Dießem, im Gestank, im Lärm der Autos und der Flugzeuge am Himmel. Die ganze Menschheit scheint op, on öwer dä Dießem unterwegs zu sein. Vergeblich hoffen wir bei unserem Spaziergang auf ein fröhliches Kinderlachen. Verschwunden ist unsere Volksschule 29, die katholische Kirche, fast alle Vereine und, bis auf eine, auch alle Kneipen. Aber die Nervenheilanstalt Fütting wird größer und größer. Es reicht, schnell gehen wir in die letzte noch verbliebene Kneipe „Alt Dießem“ hinein, wo uns bald ein Hauch alter Zeiten umgibt. Erinnerungen kommen auf, unter anderem auch an jenen alten Urdießemer, der an Sonntagen stets besoffen über das Steinpflaster wankte und in seinem Welterschmerz immer das gleiche Lied sang: „Die alten Straßen noch, die alten Häuser noch, die alten Freunde aber sind nicht mehr“; wo-

mit er so manchen Dießemer zu Tränen gerührt hat. Vergessen haben wir auch nicht die Gefallenen und Verstorbenen unserer Schule. Die Stimmung beim Klassentreffen steigert sich, die alten Wirtsleute, jetzt schon über 50 Jahre in „Alt Dießem“, servieren eine duftende Rindfleischsuppe mit „Bällchen“, wie früher immer sonntags bei Mutter. Man spürt, hier in „Alt Dießem“ unter Schulfreunden ist man wieder ein bißchen zuhause, und wenn wir einmal im Himmel wieder Kinder sind und unseren alten Oberdießem wiederbekommen, dann sind wir glücklich und zufrieden wieder op dä Dießem.

Was will man machen, heute bin ich ein reicher Mann, ich habe alles: Ein Haus, ein Auto, ein Boot, ein Pferd, ich habe alles was das Herz begehrt. Doch manchmal halte ich inne, lasse schweifen meinen Blick, und dann wünsche ich mir noch einmal die Jugendzeit zurück. Dann würde ich von morgens bis abends den Fußball öwer dat Kopfsteinpflaster, an Maria Hilf und am Kloster vorbei, hin und her jagen, sogar an Sonn- und auch an Feiertagen. Nur die Volksschule 29 würde ich dann meiden, denn die konnte ich schon von Anfang an nicht leiden. Denn Eckardt, Schweren und auch Frollein Stühlen, die konnten alle drei ganz munter prügeln. Von unserer Wohnung aus hatte ich diese Schule ständig im Visier, das war alles andere, nur kein Plaisir.

Die kleine Lena, die wohnte ja noch näher an der Schule, die hatte es noch viel schlimmer, denn die kuckte von ihrer Wohnung direkt in ihr Klassenzimmer. Das hat die nicht verkraftet, daß die Schule immer so nah vor ihr

steht, drum ist die dann ja auch eines Tages beim Mörmeln voll durchgedreht. Dat Mörmelstuckloch war voll mit den kleinen Kügelchen ihrer Begierde, da isset dann passiert, der Schlüpfen runter, die hat sich überhaupt nicht geniert, und dann noch ein kräftiger Strahl op die Mörmel, so hat die sich dat gedacht, damit hat sie dann ihren Besitzanspruch geltend gemacht. Wir drei, der Oelhausen Eu, der Zens Gustav und ich, wir haben nur noch blöd gekuckt, nie mehr haben wir wieder mit Lena gestuckt. Danach hörte man es op dä Dießem noch öfters zischen; das nannte man dann „Küllekespischen“.

Wie sagte schon Friedrich Schiller: „Der Mensch sei nur dort Mensch, wo er spiele, und im heiligen Ernst des Spiels ist das Handeln frei von den Fesseln des Zwecks.“

Wenn wir damals op dä Dießem nach heutigen Maßstäben auch arme Schlucker waren, uns manches Spielzeug selber basteln mußten, so haben wir doch etwas besessen, was viele Kinder heute in Krefeld nicht mehr haben: Einen großen, natürlichen, fast autofreien Kinderspiel-, Sport- und Abenteuerraum am Rande der Stadt; ein Kinderparadies direkt vor unserer Haustüre, in einem rheinisch-lustigen, gemütlichen Milieu, das dann leider bald durch die „Braune Pest“ mehr und mehr durcheinander geriet. Es war trotz Armut, trotz Schule, eine schöne Jugendzeit, jetzt liegt sie fern, jetzt liegt sie weit, aber gern möchte ich, und darauf lasse ich mich mit meinem ganzen Herzen ein, noch einmal op dä Dießem, o selig, o selig, ein Kind wieder sein.



Der Jahrgang 1925 der Volksschule 29 mit Oberlehrer Eckardt, 1939

# Platt kalle hält jong!

von Gerd Roelofsen

Gerd Roelofsen wurde 1925 in Krefeld geboren, machte an der Fichteschule sein Abitur und übernahm nach dem Zweiten Weltkrieg die Geschäftsführung des elterlichen Getränkebetriebs. Schon früh war ihm die Pflege der heimatlichen Mundart ein Herzensanliegen. Er arbeitete mit Hans Heinz Molls in der Gemeinschaft „Täuke“ zusammen, gehörte mehr als 30 Jahre dem „Kreis 23“ an und ist noch heute Mitglied des Arbeitskreises Mundart und Brauchtum im Verein für Heimatkunde. Er verfasste zahlreiche Gedichte und Geschichten „op Kriewelsch Platt“, engagierte sich bei Festen und Veranstaltungen (so zum Beispiel an St. Martin und im Karneval). Nicht wenige Kirchenlieder für Mundartmessen wurden von ihm geschrieben und von Manfred Suthoff vertont. 1989 veröffentlichte er eine Sammlung von Mundarttexten unter dem Titel „Platt kalle hält jong“, auch in den Bändchen „Schüenen Duorieen“ und „Noch miehr schüenen Duorieen“ ist er vertreten.

(Nach dem neuen Buch „Mundart in Krefeld“)



## Platt kalle hält jong

Wo mer Platt kallt, dooe es Heimat, denn dooe föhlt mer sech tu Huus. On wä Platt kallt, mint et ihrlech, dä sätt alles jrad erut.

Platt, dat es jet janz Besongersch, wä et kann, dä schamt sech neet. Wat mer sech op Platt dieet säge, jooe, dat jilt on hät Jeweet.

Platt, dat es jrad suo wie Musik, ronk eröm voll Harmonie. Platt kann spreäke mer on senge, passt op jede Melodie.

Och op Platt kann jeder beäne, ech ben sieeker, dat dat batt. Ose Herrjott dieet dann helpe, da verstieeht bestemmt och Platt.

Platt es schüen, klengt suo jemötlich, Platt tu kalle, jövv't och Schwong. On wä Platt kallt, dä es fröhlech. Jlüevt mar: Platt kalle hält jong!

## De Vüejel et Senge liehre

Wor ech doch vürje Suomer an ene Sonntag-morje fröch opjestange, weäjes dat ech spazieerejooehn wollde. Ech ben duor Buosch on Bend jeluope on nooe ieen Stond kooem ech en de Nöede van dat Huus, woee ene Fründ van mech woehne diet. Ech deit, däm küeß ech jooe ens besöcke jooehn. Wie ech jeschellt häb, meek dä mech selwe de Düer op on hä freude sech op minne Besöck. „Kuom mar eren“ seit hä, „dat es jooe schüen, dat do mech ens besöcke kömms. De Sonn schint suo wärm, wir könne os möt en leckere Fläsch Wien op de Terrass sätte.“ On dat dinge wir och. Et woer ronkeröm stell. De Bloume en däm sinne Jaard blöide on en ganze Portiuon Vüejel piepden op de Wies on en de Böim.

Op ieenmooel finge de Jlocke an tu lühe, denn minne Fründ wohnt kört bee en jruote Kirk.

Dat klong suo fien on feierlech, on de Loff woer voll van schüene Klang. Nooe en vierdel Stond hüerde et op. Äwer wat woer dat dann? Ronk eröm en dä ganze Jaard höppde on wippde et van Sengvüejel. On die songe all tusaame, dat en Konsert neet schöner sieen kann. Wie minne Fründ soeich, dat ech suo paff woer, seit hä „Dat es ömmer suo, wenn de Jlocke hee lühe. Die Vüejel senge dann möt. Och wenn die Musik hüere, kuome se jefloore on senge, suo schüen se könne.“ Dat woer nöi för mech, dat haat ech noch neet erlät.

Wie ech öm de Meddagstiet wieer nooe Huus kooem, sooet min Frau op de Jaardeterass on woer an't leäse. Et woer enne röhije Sonntagmeddag. Ech kuoß sieehn, wie de Meise, de Bockfenke on de Meärlinge tösche de Strüük on op de Böim soeete. Ech seit: „Hee es et jooe suo stell, mer hüert kin Vüejelke senge.“ Min Frau seit: „Vüejel senge doch neet öm de Meddags-tiet, die senge mar morjes en alle Heärjottdau.“ „Nou pass äwer ens op“, sproeek ech dooeteäje“, „nou kanste wat erleäwe, wie os Vüejel aanfange tu senge.“ Ech meek et Radio aan on dredde dat Knaatschdöppe voll op. Et dröhnde, dat de Schiewe dawerden. All die Vüejel floore weg, on dä ganze Dag häbbe wir kin mihr jesieehn.

Wie ech en paar Dag laater minne Fründ wieer besöcke jing, mulde ech möt däm: „Do häs mech äwer schüen verkuolt, wie do mech vertällt häs, dat din Vüejel och bee Musik sen-

ge dont. Bee Jlockelühe häb ech dat jooe selvs jesieehn, äwer wenn die Musik hüere, fleje die weg. Ech häb nämlech et Radio aan-jemäckt on kin Vüejelke woer mihr tu sieehn. „Jooe“, seit dä dooe, „die Musik motts do al selver maake, suo wie ech möt min Heimörjel ov möt en Klavier. För Musik tu en Knaatschdöppe send die bang.“

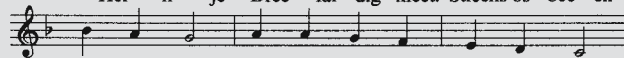
Nou wuoß ech Beschieed. Dat probieer ech en et nächste Fröhjohr ut. Mar Klavier spieele kann ech neet, dröm häb ech mech op Weihnachte en Fump jewönscht. Dat Chresskenk hat mech och een jebreit. On för doedrop tu übe, häb ech bös Mai noch Tiet jenoch.

## Herrjott üewer alle Welt

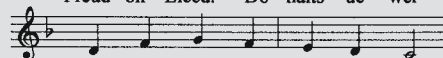
T: G. Roelofsen  
M: M. Suthoff



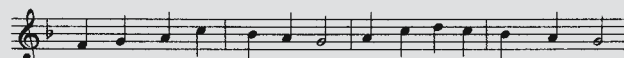
Vüer Dech stonnt wir deep en Schold. Mar Do häss möt  
Wenn mer Din Je - bo - te hält. O - ser Leä - we  
Al - les häs Do möt be - deit. För os Men - sche  
Hel - li - je Dree - fal - dig - kieet. Stieehs os bee en



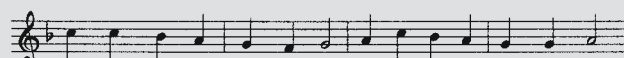
os Je - doid. Je - de Dag jövv's Do os Bruot,  
Dech je - fällt. Lee - we Jott, Do böss suo joot,  
joot je - meit. Jott, halt feär van o - ser Lank  
Freud on Lied. Do hält's üe - wer os de Häng.



hölp's bee Krank-hieet os on Nuot.  
Dat mäckt öm - mer nöi os Moot.  
al - le Tie - te Kreech on Brank.  
lechr on Dank bös an os Eng.



Herr-jott üe-wer al - le Welt booe-we en et Hiee-mels-zelt,



Do lenks Sonn on Mooen on Steär on häss al - le Min - sche jeär.



Herr - jott üe - wer al - le Welt.